

dtv

1944. Italien unter deutscher Besatzung. Von den Bergen aus organisieren die Partisanen den Widerstand. Frauen spielen dabei eine gefährliche Rolle: Heimlich bringen sie ihnen Nachrichten, gefälschte Dokumente, Lebensmittel, Medikamente, Geld. Eines Nachts wird die 19-jährige Tilde dabei von einer Patrouille der Wehrmacht geschnappt. Die *staffetta* hat Glück: Beim Verhör in der Genueser Kommandantur gefällt sie dem Besatzungsoffizier so sehr, dass er sie laufen lässt. Das bringt die Widerstandskämpfer auf eine Idee: Die junge Fabrikarbeiterin soll ihm entlocken, wer der Spitzel in ihren eigenen Reihen ist ...

Rund 65 Jahre später soll Bacci Pagano den italienischen Stiefbruder eines deutschen Professors suchen. Viele Informationen kann Kurt Hessen dem Genueser Privatdetektiv nicht bieten: Er weiß nur, dass seine Mutter Nicla hieß und sein Vater, ein Wehrmachtsoffizier, bei einem Partisanenanschlag auf ein deutsches Soldatenkino ums Leben kam ...

Bruno Morchio, geboren 1954 in Genua, hat Psychologie und italienische Literatur studiert und arbeitet heute in seiner Heimatstadt als Psychotherapeut. Bisher hat er sechs Romane mit dem Genueser Privatdetektiv Bacci Pagano veröffentlicht, die in Italien Bestseller wurden.

Bruno Morchio

Bitteres Rot

Kriminalroman

Aus dem Italienischen
von Ingrid Ickler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Deutsche Erstausgabe

2010

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2008 Garzanti Libri S.p.A., Mailand

Titel der italienischen Originalausgabe:

›Rossoamaro‹

© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Lorenzo Testa

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,65/12,25

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21204-5

*Den Männern und Frauen gewidmet,
die auf der richtigen Seite gekämpft haben.*

Tilde

Sestri Ponente, Januar 1944

Sie seufzte. Zum Strümpfestopfen hatte sie nur wenig Zeit gehabt. Jetzt, wo sie mit dem schweren Fahrrad mühsam den steilen Anstieg nach Sant'Alberto hinaufkeuchte, quälte sie die schlecht geflickte Stelle an der Fußsohle bei jedem Tritt. Bei den alten Schuhen kein Wunder, das kannte sie schon. Wenn sie die Schuhe später auszog, hatte sich bestimmt eine dicke Blase gebildet.

Es war eine bitterkalte Nacht. Beim Ausatmen entstanden weiße Wölkchen, die sich aber rasch in der eisigen Luft verflüchtigten. Finsternis hüllte sie ein, allein die Vorderlampe des Fahrrads malte einen diffusen Lichtschimmer auf den Boden vor ihr. Alles war ruhig. Nur das mahlende Geräusch der Fahrradkette war zu hören, und ab und zu knirschte ein Kieselstein unter den mehrfach geflickten Reifen.

Sestri tief unter ihr lag in völliger Dunkelheit, wie immer bei Fliegeralarm. Doch die feindlichen Flugzeuge würden ihre Ziele trotzdem finden. Und Sestri hatte eine Menge lohnender Ziele: die Panzerfabrik, die Eisenbahnbrücke ... Nichts würden die Flugzeuge aussparen, ihre Bomben würden vom Himmel niederregnen und dabei

auch die Gebäude der angrenzenden Wohngebiete wie Kartenhäuser zusammenstürzen lassen. Hier wohnten vorwiegend Frauen, Alte und Kinder, die Palazzi der Reichen blieben meist verschont. Vor weniger als einem Jahr war eine ihrer Cousinen in Genua durch eine Fliegerbombe ums Leben gekommen. Schlafend in ihrer Wohnung an der Piazza Bandiera, in unmittelbarer Nähe der Chiesa della Nunziata. In einem Haus, das es am nächsten Morgen nicht mehr gab.

Ihre Gedanken wanderten zu Fulvio, genannt *il Signorino*. Vor zwei Tagen war er mit drei ähnlich unerfahrenen Gesinnungsgenossen in Cairo Montenotte erschossen worden. Obwohl die Zeitungen nicht darüber berichtet hatten, hatte sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitet, schneller als Druckmaschinen überhaupt arbeiten können. Fulvio kam aus gutem Haus, ein Junge, den sie bereits aus Kindertagen kannte. Ein guter Freund, nicht mehr. Anders als all die anderen, die irgendwann immer mehr wollten. Vielleicht war er zu schüchtern gewesen oder er hatte Angst gehabt. Angst vor Biscia, dem hochgewachsenen blonden Jungen, mit dem sie seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr verlobt war.

Sie wollten heiraten, wenn alles vorbei war. Aber wann würde das sein? Wann würde dieser verdammte Krieg endlich vorbei sein? Die schnarrende Stimme von Candidus, dem Ansager von Radio London, hatte verkündet, dass die Amerikaner und Engländer auf Rom vorrückten, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Ob das wirklich stimmte? Der italienische Sender wurde nicht müde, das Gegenteil zu behaupten. Er berichtete von glorreichen Siegen der tapferen italienischen Soldaten, die sich gemeinsam mit ihren deutschen Verbündeten den Invasoren unerschrocken entgegenstellten, um die Ehre des Vaterlands zu verteidigen.

Ihre Fußsohle brannte wie Feuer. Die mit Pappe besohlenen Schuhe waren bretthart und spröde. Trotz der Kälte schwitzte sie. Eiskalter Schweiß rann ihr den Rücken hinunter, sie zitterte am ganzen Körper. Zum Glück bot der gewendete alte Wintermantel ihrer Mutter etwas Schutz.

Die Nacht war still und klar, kein Windhauch war zu spüren. Deshalb hatte sie sich auch keine Zeitung ins Unterhemd stecken müssen. Kalt war es trotzdem, wohl um die null Grad. Die feuchte Kälte kroch ihr unter den Rock, hinauf bis zu den Oberschenkeln, wo die zu kurzen kratzigen Wollstrümpfe ein Stück nackte Haut freiließen.

Sie dachte an Biscia, der sie mit seinen Gefährten auf dem Monte Gazzo erwartete. Comandante Grandi hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass dem Bombenanschlag auf die faschistische Parteizentrale in Sampierdarena weitere Guerillaaktionen folgen mussten. Nach der Aussperung durch den Präfekten Basile waren die Arbeiter in die Fabriken zurückgekehrt, aus Furcht, ihre Arbeit zu verlieren. Jetzt galt es, ihnen das verlorene Vertrauen in den Sieg zurückzugeben. Drei Männer aus der Gruppe sollten aus den Bergen nach Sestri hinuntergehen, um dort Waffen zu verstecken, und sich dann für ihren Einsatz bereithalten. Die Aktion leitete Comandante Buranello von der Kommandoebene, Olindo Grandi war von diesem Plan jedoch wenig überzeugt.

Sie passierte die Friedhofsmauer. In ihrer Umhängetasche waren ein Kanten Schwarzbrot und ein Säckchen getrocknete Bohnen verstaut. Ihr Alibi, falls man sie schnappen sollte.

Sie hatte gerade die Kurve genommen, als vor ihr die Hölle losbrach. Gleißend helles Licht und barsche Befehle in deutscher Sprache ließen sie abrupt innehalten. Zwei, drei, vier Scheinwerfer durchschnitten die Dunkelheit und

trafen sie mit der Wucht einer Maschinengewehrgarbe. Geblendet konnte sie weder die Männer noch ihre Fahrzeuge erkennen. Sie stieg vom Rad. Als ihre Schuhe den Boden berührten, spürte sie wieder den Schmerz unter dem linken Fuß. Sie zitterte am ganzen Körper, das Herz schlug ihr bis zum Hals. Zwei Gestalten traten aus dem Licht, die eine in graugrüner Uniform, die andere in Zivil. Der blutjunge schwächliche deutsche Soldat beachtete sie kaum. Doch seine Frage kam scharf wie ein Peitschenhieb. »Sprechen Sie deutsch?« Mehr sagte er nicht.

Sie schüttelte den Kopf und der Deutsche wandte sich dem Mann in Zivil zu, der einige Schritte hinter ihm stand. Als er näher kam, erkannte sie ihn. Es war Maestri, ein Beamter der Polizia Politica mit dem Spitznamen *strappanghie*. Der »Nagelausreißer« war bekannt für seine »todsicheren« Methoden, Partisanen zum Reden zu bringen. Ständig hatte er in der Questura zu tun oder tauchte im Studentenwohnheim auf. Wer ihm entronnen war, berichtete von seinen Gräueltaten. Viele hatten mit eigenen Augen gesehen, wie er seine Opfer zu Tode gefoltert hatte. Der Deutsche, wohl ein Unteroffizier, behandelte Maestri ohne jeden Respekt, wie einen Untergebenen. Er führte das Wort, Maestri gehorchte ohne Widerrede.

»Was hast du um diese Zeit hier oben zu suchen? Weißt du nicht, dass totale Verdunklung angeordnet ist?« Maestri zeigte dabei auf das Vorderlicht des Fahrrads, das inzwischen erloschen war. Der Soldat fluchte, zog seine Pistole aus dem Halfter und zerschlug mit dem Knauf das Lampenglas. Maestri bemerkte willfährig: »Jedes noch so schwache Licht kann gefährlich sein. Schon die reichen aus«, fügte er hinzu und deutete auf die weißen Streifen auf dem schwarzen Fahrradrahmen.

Sie erschrak und öffnete langsam die Tasche, um zu zeigen, was sie vorhatte: »Ich bin auf dem Weg zu meiner

Tante. Sie ist alt und krank und kann nicht mehr aus dem Haus. Ich wollte ihr das hier bringen.«

Ein Körnchen Wahrheit tat gut, auch wenn es nur dazu diente, eine große Lüge zu vertuschen.

Maestri übersetzte und der Deutsche murmelte etwas, das sie nicht verstand.

»Wir überprüfen das. Papiere!«, befahl Maestri.

Sie zog das abgegriffene Lederetui aus der Manteltasche und reichte ihm ihren Werksausweis. Inzwischen hatte sie sich an das helle Licht gewöhnt. Jetzt erkannte sie weitere deutsche Soldaten, die Waffen im Anschlag. Sie hörte das Geräusch der laufenden Motoren ihrer Motorräder mit Beiwagen. Im Hintergrund blockierten ein Mannschaftswagen und eine schwarze Limousine die Straße.

»Du arbeitest bei Fossati?«, fragte Maestri, während er ihre Papiere studierte.

»In der Kantine.«

»Wann ist deine Schicht zu Ende?«

»Um drei.«

»Warum bist du dann nicht am Nachmittag zu deiner Tante gefahren?«

Zu ihrer Angst gesellte sich Wut.

»Wäre ich schon, wenn ich Zeit gehabt hätte, oder?«

»Wer weiß, was du so Wichtiges zu erledigen hattest.«

Maestri musterte sie von oben bis unten. Sein Blick war bedrohlich und anzüglich zugleich. Er steckte den Ausweis ein, dann wandte er sich wieder an den Deutschen. Die beiden sprachen kurz miteinander. »Mitkommen!«, wies der Polizist sie dann lapidar an.

Der Unteroffizier erteilte knappe Befehle. Ein Soldat entriss ihr das Fahrrad, schob es bis zum Mannschaftswagen und warf es auf die Ladefläche. Tilde wurde zu der schwarzen Limousine gebracht, wo sie sich neben Maestri auf die Rückbank setzen musste. Der junge Deutsche

nahm vorne neben dem Fahrer Platz. Der Wagen fuhr an. Plötzlich spürte Tilde, wie sich die Hand des Polizisten zwischen ihre Beine schob und entlang der dicken Wollstrümpfe bis zu ihren nackten Oberschenkeln glitt. Sie kniff die Beine zusammen, Ekel stieg in ihr auf. Sie dachte an Sandra. Sie war vor einem Monat geschnappt worden, als sie einem Partisanen, der sich in Coronata versteckt hielt, eine Nachricht überbringen wollte. Man hatte sie in die Deutsche Kommandantur gebracht, seither hatte man nichts mehr von ihr gehört. Es hieß, man habe sie nach Deutschland deportiert, aber wer weiß, ob sie überhaupt noch am Leben war. Sie dachte auch an Mariù, genannt *la maîtresse*, die immer wieder verletzten oder verfolgten Partisanen Unterschlupf gewährt hatte. Auch sie war seit einigen Tagen verschwunden. Zwar wagte es keiner laut auszusprechen, aber alle waren überzeugt, dass sie von den Schwarzen Brigaden umgebracht worden war.

Die Fahrzeugkolonne bewegte sich wie ein Leichenzug den Hügel von Sant'Alberto hinunter, um dann an der Via Merano ins Stadtzentrum von Genua abzubiegen. Vorbei an der Tabakfabrik, der Schiffswerft und dem Bahnhof. Sie wusste, dass sie nicht auf eine plötzliche Befreiungsaktion ihrer Kameraden hoffen konnte. Ein Postkutschenüberfall aus einem amerikanischen Film fiel ihr ein, den sie vor Jahren im Splendor-Kino gesehen hatte. Doch selbst diese tollkühnen Burschen wären heute ohne Chance. Die Deutschen würden sie abknallen wie die Hasen. Sie passierten Cornigliano und Sampierdarena, düster und menschenleer. Vorbei an geschwärzten Ruinen, Zeugnissen der verheerenden amerikanischen Luftangriffe. Plötzlich stieg Verzweiflung in ihr auf. »Was ist das nur für ein Leben?«, fragte sie sich. »Wenn du nicht auf der Straße von den Faschisten oder den Deutschen abgeknallt wirst, erwischen dich die amerikanischen Fliegerbomben.«

Sie musste an ihren Vater denken, der ihr immer vom Schicksal der Sardinien erzählt hatte. Als Kind hatte er sich ein paar Lire damit verdient, auf den Fischerbooten zu helfen. Wenn die Sardinien von unten von Thunfischen angegriffen werden, flüchten sie an die Wasseroberfläche und ballen sich zu ihrer Verteidigung zu einer kugelförmigen Masse zusammen. Diese Strategie lockt wiederum die Möwen an, die sie von oben attackieren, und natürlich die Fischer mit ihren Schleppnetzen.

Der Deutsche drehte sich um und warf Maestri einen strengen Blick zu: »Lass das!« Das Schwein ließ von ihr ab und zischte: »Wart's nur ab, du kleine Raubkatze. Wenn ich erst für dich zuständig bin, werde ich dich schon zu zähmen wissen.«

Inzwischen war ihr klar, wohin man sie brachte: in die Militärkommandantur in der Via Pagano Doria. Als sie die taghell erleuchtete Halle des »Grand Hotel« betraten, wunderte sie sich über die Wärme und den Luxus, mit dem sich die neuen Herren umgaben. Wieder dachte sie an Sandra und Mariù. Ihr war, als bohrte sich eine Faust tief in ihren Magen. Obwohl es im Auto warm gewesen war, hatte sie eiskalte Hände, sie zitterte am ganzen Körper. Ob vor Angst oder vor Kälte, wusste sie nicht.

Der Unteroffizier brachte sie in den zweiten Stock. Dort gingen sie einen langen Flur entlang, bis er schließlich vor einer verschlossenen Tür stehen blieb. Er klopfte, trat ein und schloss die Tür hinter sich. Tilde war mit Maestri allein. Er starrte sie lüstern an und lachte anzüglich: »Du hast Glück, du kleine Hure, der Sergente ist der Adjutant von Hauptmann Hessen. Von der deutschen Wehrmacht. Weißt du, was das heißt?«

Sie schüttelte den Kopf. Der Polizist lachte wieder, dieses Mal noch dreckiger: »Dir bleibt die SS erspart.« Dabei streckte er die Hand aus und fuhr ihr über den Mantel,

dort, wo sich ihre Brüste abzeichneten. Sie wich zurück und sagte nur: »Und was wird aus meinem Fahrrad?«

»Denk jetzt lieber daran, deine Haut zu retten«, entgegnete er und steckte sich eine Zigarette an. Er rauchte Aurora, eigentlich eine Frauenmarke. »Auch eine?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Wie soll ich ohne Fahrrad meine Tante versorgen?«

»Darum werden sich deine Verbrecher-Freunde schon kümmern. Wenn die Arme sonst niemanden hat, wird sie verhungern, das kannst du mir glauben.«

Die Tür öffnete sich und der Adjutant winkte Tilde hinein. Ein geräumiges Büro, das vor einigen Monaten noch wohlhabende Gäste beherbergt hatte. Farbenfrohe Orientteppiche dämpften jeden Schritt, die Fenster waren von cremefarbenen Vorhängen verhüllt. Dahinter musste der Hafen liegen. Tilde durfte auf einem samtbezogenen Stuhl Platz nehmen und für einen kurzen Moment vergaß sie den schmerzenden Fuß. Der Polizist setzte sich neben sie, während der Adjutant den Raum verließ und die Tür hinter sich schloss.

Hauptmann Hessen war etwa vierzig Jahre alt. Der Kragen seiner Uniformjacke war geöffnet. Blond, hellhäutig, Dreitagebart. Er wirkte müde und traurig. Tilde blickte ihn an. Angst machte er ihr keine, denn er erinnerte sie an Biscia. Die beiden hätten Brüder sein können.

Tilde war im Gegensatz zu Biscia ein dunkler, fast maurischer Typ, mit kohlrabenschwarzen Haaren und ebensolchen Augen. Sie waren ein schönes Paar. Wenn sie Hand in Hand die Via Garibaldi hinunterschlenderten, zogen sie die Blicke der Passanten auf sich, teils bewundernd, teils voller Missgunst.

Der Offizier schwieg. Fast zärtlich wanderte sein Blick über ihren Körper. Ganz anders als Maestris Stieren. Die Schönheit der jungen Frau schien ihn noch trauriger zu

stimmen. Sein Schweigen erschien Tilde endlos. Plötzlich war ihre Angst wieder da. Endlich begann der Deutsche zu sprechen.

»Wie alt sind Sie, *Signorina*?«

»Neunzehn.«

Der Polizist unterbrach schroff: »Es heißt: ›Neunzehn, *Signore*«.«

Hauptmann Hessen brachte ihn mit einer knappen Geste zum Schweigen. Sein Blick ruhte weiter auf Tilde.

»Wie heißen Sie?«

Sie nannte ihren Namen und setzte hinzu: »*Signore*.« Dabei schlich sich ein Lächeln auf ihre Lippen.

Hessen lächelte kaum merklich zurück. »Was haben Sie um Mitternacht auf dieser Straße zu suchen?«

Sie zeigte auf die Tasche, zog den Kanten Brot und die Bohnen heraus und wiederholte die Geschichte von der kranken alten Tante. Währenddessen dachte sie über das gute Italienisch des Wehrmachtsoffiziers nach. Wo er das wohl gelernt hatte? Wenn der Akzent nicht wäre, niemand würde bemerken, dass er Deutscher war. Einen Dolmetscher brauchten sie jedenfalls nicht. Warum verschwand dieser Arschkriecher von Maestri nicht endlich? *Hau endlich ab und geh weiter Partisanen foltern, du Mörderschwein.*

»Haben Sie keine Angst, dass Ihnen etwas passiert?«

»Angst machen mir nur die Bomben, *Signore*.«

»Wir haben sie erwischt, als sie auf dem Weg zu den Partisanen war, Hauptmann«, schaltete sich Maestri ein, »sie ist einer ihrer Kuriere.«

»Wir behalten sie erst einmal hier und überprüfen die Geschichte mit der Tante. Wenn sie die Wahrheit sagt, lassen wir sie laufen.«

»Aber unsere Quellen ...«

Hessen schnitt ihm das Wort ab: »Ha! Eure ›Quellen!«

Die würden für ein Kilo Brot ihre eigene Mutter verkaufen.«

Er rief nach seinem Adjutanten, der sofort die Tür aufriß, als hätte er direkt dahinter gestanden, um zu lauschen. Hessen erteilte auf Deutsch einige knappe Befehle. Dann wandte er sich Tilde zu und bedeutete ihr aufzustehen. Sie gehorchte. Plötzlich spürte sie wieder die schmerzende Stelle unter ihrem Fuß, dort, wo sie das Loch gestopft hatte.

»*Mi dispiace, Signorina*, aber Sie müssen leider hierbleiben. Nennen Sie Sergente Walden bitte Name und Adresse Ihrer Tante. Wenn alles in Ordnung ist, können Sie morgen früh wieder zur Arbeit.«

»Mit meinem Fahrrad?« Bevor sie das Zimmer verließ, drehte sich Tilde noch einmal um.

»Selbstverständlich.«

Während Walden die Tür schloss, schnappte sie Fetzen eines Gesprächs zwischen Hessen und Maestri auf.

»Meine Informantin ist verlässlich. Die Hure lügt doch.«

»Wir werden sehen«, antwortete der Deutsche knapp.

Man sperrte Tilde in ein Zimmer im zweiten Stock. Allein. Sie setzte sich auf die Holzbank, zog als Erstes den linken Schuh und den Strumpf aus und begutachtete die Blase. Sie war münzgroß, und als sie mit dem Finger darüberfuhr, spürte sie, dass sie prall mit Flüssigkeit gefüllt war. Sie zog Strumpf und Schuh wieder an und blickte auf ihre kleine Armbanduhr, ein Kommunionsgeschenk ihrer Mutter. Die Uhr zeigte noch immer Viertel nach elf. Tilde hatte vergessen, sie aufzuziehen. Sie fröstelte und hüllte sich fester in ihren Mantel. Dann legte sie sich auf die harte Holzbank, die Tasche schob sie unter den Kopf. Sie zitterte am ganzen Körper, und obwohl sie todmüde war, wusste sie, dass sie kein Auge zutun würde. Die Gedanken schwirrten durch ihren Kopf wie wild gewordene

Hummeln. Vom Flur drangen deutsche Wortfetzen und das Knallen von Soldatenstiefeln auf dem Marmorboden ins Zimmer.

Die Stunden krochen unendlich langsam dahin. Als sie endlich den Schlüssel im Schloss hörte, war es draußen noch dunkel. Hauptmann Hessen trat ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Er war allein. Er wirkte jetzt weniger müde, weniger traurig.

»Es ist alles in Ordnung, *Signorina*.« Sein Lächeln verriet unerwartete Erleichterung. »Meine Leute haben mit Ihrer Tante gesprochen. Sie können gehen.«

Bevor er die Tür wieder öffnete, sah er ihr tief in die Augen und flüsterte: »Aber keine Ausflüge mehr bei Ausgangssperre. Und vor allem: Hüten Sie sich vor schlechtem Umgang!«

Mehr sagte Hessen nicht. Er begleitete Tilde den langen Flur entlang bis in die Halle, wo er sie einem müde aussehenden Soldaten übergab. Dieser brachte sie nach draußen in die Kälte des frühen Morgen. Das Fahrrad lehnte an der Wand, neben einem Motorrad. Tilde winkte dem Soldaten zu, klappte den Mantelkragen hoch, schwang sich aufs Rad und fuhr los. Richtung Sestri. Bald würde die Sonne aufgehen, und wenn sie zu Hause wäre, würde ihre Blase angefangen haben zu bluten.

Jasmine

Seit über fünfzehn Stunden saß ich auf diesem Stuhl, doch an Schlaf war nicht zu denken. Zu hart und zu unbequem. Die verdammte Tür wollte und wollte sich einfach nicht öffnen. Kein Arzt, nicht einmal eine Krankenschwester, niemand kam, um mir zu sagen, wie es stand.

Warum sollte man mich auch informieren? Die Polizisten, klar, die waren in offiziellem Auftrag hier. Sie hatten das Recht, zu fragen, was es Neues gab, ob die Patientin noch lebte, ob noch Hoffnung bestand. Die Wachposten wechselten alle sechs Stunden. Für sie war die Patientin eine Unbekannte. Sie hatten ihr keinen Unterschlupf gewährt, sie hatten nicht mit ihr geschlafen und dafür bezahlt, sie nicht so geliebt, so wie ich es zu tun glaubte.

Für die Polizisten war sie nur eine Hure von der Elfenbeinküste, die um ein Haar von einem perversen Sadisten zu Tode gequält worden wäre. Er hatte sie von einer Bande von Menschenhändlern gekauft, so wie man eine aufblasbare Gummipuppe im Sexshop erwirbt. Mit dem Unterschied, dass der Preis exorbitant hoch war. Dafür gab es aber auch den Service, alles zu regeln, wenn das Spielzeug kaputtging. Ganz diskret natürlich, noch dazu ohne Mehrkosten. Sie würden sämtliche Spuren ver-

wischen und den Körper des Opfers entsorgen. Nach einer schwarzen Hure würde sowieso niemand fragen.

Auch nach nunmehr fünfzehn Stunden hatte sich ihr Zustand nicht verändert. Nach der allerersten unverbindlichen Prognose betrug die Überlebenschancen unter fünfzig Prozent, das Ausmaß der Hirnschädigung war noch nicht abzusehen.

Ich hatte ein nach Plastik schmeckendes Schinken-Käse-Brötchen hinuntergeschlungen, dazu eine Flasche Mineralwasser getrunken und vier Becher Espresso aus dem Automaten in mich hineingeschüttet, und ich war dreimal auf der Besuchertoilette gewesen.

Der mir direkt gegenüberliegende Wachposten trug eine blaue Uniform und schwarze Stiefel. Er war in die ›Gazzetta dello Sport‹ vertieft. Hin und wieder ließ er die Zeitung sinken und warf mir einen mitleidigen Blick zu. Die Polizei hatte den Verdacht, dass noch weitere Bandenmitglieder auf freiem Fuß waren. Womöglich könnte Jasmine wertvolle Informationen über deren Identität geben. Aus diesem Grund wurde sie rund um die Uhr bewacht.

Unter den Festgenommenen befand sich ein gewisser Antonio, ein kleines Licht, der mir weismachen wollte, er sei ihr Zuhälter. Bei der Vernehmung hatte ich ihm unter dem Tisch meine Beretta in die Weichteile gedrückt. Er war kalkweiß geworden, so weiß wie die Wand in diesem verfluchten Korridor dieses verfluchten Krankenhauses, auf die ich seit Stunden starrte. In dieser quälend langen Zeit waren die Ereignisse der letzten Monate wie ein Film an mir vorübergezogen. Angefangen hatte alles im Oktober, in einem Lokal namens »Lap Dance« in Sampierdarena. Ich machte mir Vorwürfe, sie an diesem Abend da nicht rausgeholt zu haben. Wenn ich sie mitgenommen hätte, wäre ihr diese Tortur erspart geblieben, die panische

Angst und die schrecklichen Schmerzen. Und ich würde jetzt nicht hier vor der Intensivstation sitzen.

Ich sah auf die Uhr. Zwei Uhr nachmittags. Das Krankenhaus wirkte wie ausgestorben, kein Laut war zu hören. Durch die Fenster drang die fahle Februarsonne, die Metallrahmen der Besucherstühle reflektierten die Strahlen, die dann wie Lichtgarben auf den fleckigen Fußboden geworfen wurden. Plötzlich tauchte am Ende des Korridors ein Mann auf. Offensichtlich schon älter, bemühte er sich um eine aufrechte Haltung. Er kam näher. Der Polizist war sofort hellwach, öffnete das Holster, griff nach der Pistole und entsicherte sie. Der kränklich wirkende Mann trug einen dunklen Mantel mit Pelzkragen und hielt einen breitkrepigen Filzhut in der Hand. Der Mantel schlotterte an seinem Körper, was ihn noch abgezehrter erscheinen ließ. Obwohl er leicht hinkte, war sein Schritt fest, fast militärisch. Von dem Polizisten nahm er kaum Notiz, sein Blick war starr auf mich gerichtet.

Etwa einen Meter vor uns blieb er stehen. »*Buongiorno. Signor Pagano?*«

Unverkennbar ein deutscher Akzent.

»Ja«, antwortete ich und fuhr mir mit der Hand über das Gesicht.

»Haben Sie fünf Minuten Zeit für mich?«

»Bitte.« Ich wies auf den Stuhl zu meiner Linken. Auf dem Stuhl rechts von mir lag meine Jacke.

»Könnte ich Sie unter vier Augen sprechen?«

»Nein. Ich bleibe hier.«

»Verstehe«, er nickte, »aber könnten wir uns vielleicht dort hinten hinsetzen?« Er wies auf die Sitzreihe am Anfang des Flurs. Ich seufzte und blickte fragend zu dem Wachposten hinüber. Er lächelte beruhigend. »Machen Sie sich keine Sorgen. Ich habe noch vier Stunden Dienst und werde das Zimmer nicht aus den Augen lassen.«